

Volkmar Kleinert Regina Beyer

EIN SCHAUSPIELER
SPIELT SELTEN ALLEIN

in Zusammenarbeit mit Andreas Püschel

mit zahlreichen Fotos

neues leben

Bildnachweis:
Privatarchiv Regina Beyer und Volkmar Kleinert.

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

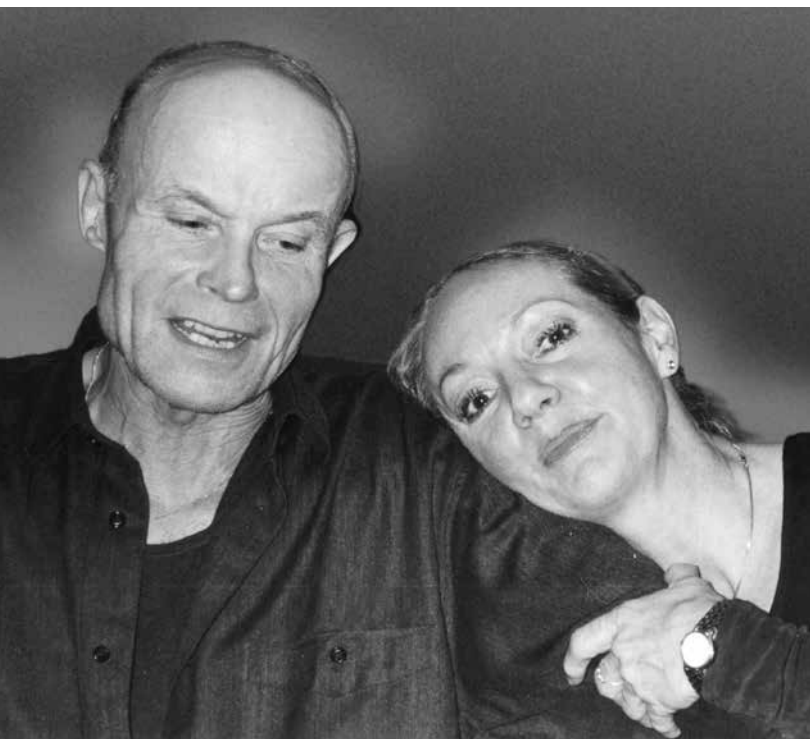
Verlag Neues Leben – eine Marke der
Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN 978-3-355-01882-1

1. Auflage 2019
© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Verlag, Karoline Grunske
unter Verwendung von Fotos von Günter Linke (Porträt Volkmar
Kleinert) und Volkmar Kleinert (Porträt Regina Beyer)

www.eulenspiegel.com



*Ehepaare bieten für dieselbe Geschichte nicht
selten zwei stark voneinander abweichende
Varianten an.*

*Manchmal erweisen sich beide als falsch.
Deshalb erzählen wir lieber miteinander.*

Regina Beyer Volkmar Kleinert

Inhalt

- 11 Dresden, Schwerin und dann immer weiter ...
Andreas Püschel
- 18 Metamorphose einer Seidenraupe
Andreas Püschel
- 26 Stalins Rache
Andreas Püschel
- 29 Jugend auf der Durchreise
Volkmar Kleinert
- 34 Komm mit mir nach L. A.!
Regina Beyer
- 40 Es ist ein Klein-Paris und bildet seine Leute ...
Volkmar Kleinert
- 47 Born to be in Born
Volkmar Kleinert
- 53 Erste Jahre in Eisenach
Volkmar Kleinert
- 60 Große Rollen, unerwartete Angebote und eine Familie
Volkmar Kleinert
- 66 Theater wechsel dich!
Volkmar Kleinert
- 74 Terra incognita – terra impossibile
Volkmar Kleinert
- 78 Vom Saalestrand zum Wiener Kongress nach Naumburg
Regina Beyer

- 82 Neue Besen
Andreas Püschel
- 85 Hart am Wind und stürmische Zeiten
Regina Beyer
- 89 Aufs Schiff und zu den Waffen!
Andreas Püschel
- 95 Begegnung im Niemandsland oder
Manchmal beginnt eine Liebe
mit Zahnschmerzen
Andreas Püschel
- 103 Mirko – der Hund
Regina Beyer
- 107 »Die lieben Luder« – Ist der
(Polizei-)Ruf erst ruiniert ...
Regina Beyer
- 112 Auf die Pferde!
Volkmar Kleinert
- 117 Ja, so ein Mann war er!
Regina Beyer
- 120 Wenn Schauspielerinnen in die Luft gehen
Regina Beyer
- 126 Rollenverhalten
Volkmar Kleinert
- 133 Das Deutsche Theater in bewegten Zeiten
Volkmar Kleinert
- 142 Begegnung mit dem Außerfriesischen
Volkmar Kleinert
- 146 Inselträume – ein Nordseeversuch
Regina Beyer · Volkmar Kleinert
- 149 Wende-Ende mit »Schmerzensgeld«
Regina Beyer

- 156 Wechsel der Perspektive
Volkmar Kleinert
- 159 Begegnung mit einem Monarchen
Regina Beyer
- 164 Bergvagabunden sind wir – nicht
Regina Beyer
- 168 Robespierre in der Stiftsruine
Volkmar Kleinert
- 172 Und ... Action!
Volkmar Kleinert
- 176 Immer mal wieder ein anderer
Volkmar Kleinert
- 180 Vom lieben Luder über Gretchen
und die FDJ zur Königin Luise
Regina Beyer
- 185 Omarolle vorwärts
Regina Beyer
- 188 Ade DT!
Volkmar Kleinert
- 191 Ein Oscar für das Leben der Anderen
Volkmar Kleinert
- 193 »Drum prüfe, wer sich ewig bindet!«,
heißt nicht »Drum prüfe ewig, wer
sich bindet!«
Regina Beyer
- 199 Gefangen in Venedig
Volkmar Kleinert
- 203 Fülle des Wohllauts
Volkmar Kleinert
- 207 Epilog
Regina Beyer · Volkmar Kleinert

Dresden, Schwerin und dann immer weiter ...

Andreas Püschel

Es ist noch Spätsommer, aber das Wetter am 20. September 1938 in Dresden ist schon eher herbstlich. Der Himmel ist bedeckt, von Zeit zu Zeit geht etwas Regen nieder, und die Temperaturen schaffen es nur leicht über zwölf Grad. Leonore Schramm ist froh, rechtzeitig von Brandenburg an der Havel nach Dresden gereist zu sein. Hier, in der Frauenklinik Dresden-Friedrichstadt, wird sie ihr Kind zur Welt bringen. Die Ortswahl hat keine medizinischen Gründe, sondern familiäre: Der Vater ihres Kindes ist der Kapellmeister Rolf Kleinert. In dessen Familie nennt man seit Generationen Dresden als Geburtsort.

Dieser mütterliche Entbindungstourismus hat zur Folge, dass man sich ein Leben lang wundern wird: Sohn Volkmar Kleinert ist standesamtlich zwar ein waschechter Sachse, das hat aber in seiner Sprache nicht die Spur des in aller Welt beliebten Dialekts hinterlassen, der ihm seinen späteren Beruf gewiss nicht leichter gemacht hätte. Volkmar Kleinert verbringt zu wenig Zeit an seinem Geburtsort, um sich dort das Idiom anzueignen. Nur knapp einen Monat bleibt er in Dresden, denn bald müssen Vater und Mutter zurück nach Brandenburg, wo beide im Engagement als Schauspieler sind.

Volkmar Kleinert ist ein Theaterkind, genauer gesagt ein Musiktheaterkind – der Vater ist Dirigent, die Mutter Operettensängerin, und es wird sich später herausstellen, dass auch Volkmar hohe Musikalität in die Wiege gelegt worden ist.

Die Genetik ist somit klar, auch wenn die Ehe der Eltern keinen Bestand haben wird.

Vor allem ist Krieg, und 1941 wird der Vater eingezogen. Am Ende des Krieges gerät er in französische Gefangenschaft. Er wird eine andere Frau heiraten, eine neue Familie gründen, und drei Halbgeschwister gesellen sich in den nächsten Jahren für Volkmar dazu.

Auch Leonore Schramm und Sohn Volkmar ziehen weiter. Aus dem Engagement in Brandenburg geht es nach Schwerin. Die Mutter kann ihre Laufbahn dort am Mecklenburgischen Staatstheater fortsetzen. Ihr Sohn wird Stammgast im Theater, denn zu den Nachmittagsvorstellungen am Wochenende nimmt sie ihn mit. Er kann das Operettengeschehen aus nächster Nähe im Souffleurkasten verfolgen.

Der Hintergrund der Kinderzeit bleibt also musikalisch, umso mehr als auch der neue Partner der Mutter Dirigent ist: Hans Gahlenbeck, mit dem sie später die Ehe eingehen wird, ist seit 1938 Generalmusikdirektor in Schwerin.

Dort kommt Volkmar 1942 in den Schlosskindergarten. Der ist hier seit 1939 untergebracht und soll vor allem die Kinder von Frauen aufnehmen, die in »wehrentwichtigen« Betrieben arbeiteten. Das geschichtsträchtige Schweriner Schloss, über Jahrhunderte Herrschaftssitz der mecklenburgischen Herzöge und Großherzöge,



*Volkmar Kleinert als
Baby mit Locken*



Die Mutter Leonore Schramm



Der Vater Rolf Kleinert



Im Kindergarten in Schwerin ist Volkmar Kleinert (3. von rechts) in guter Gesellschaft, mit Barbara Dittus (hinten links) und Friedrich-Wilhelm Junge (2. von rechts)

das imposanteste der mehr als zweitausend Schlösser und Herrenhäuser Mecklenburg-Vorpommerns und gern als das Neuschwanstein des Nordens bezeichnet, ist ein Glücksgriff.

Es gibt einen Spielplatz im Schlossgarten zum Burgsee hin, und im Schlosshof dienen zwei alte Kanonen als Kletterobjekte.

Unbeschwerte Kinderjahre folgen, denn kriegsbedingte Einschränkungen werden hier kaum wahrgenommen. Mittags wird zwar ziemlich oft nur Quarkspeise gereicht, aber die essen Kinder ja gern.

Es gibt weitere Gründe liebevoller Erinnerung: Volkmar weiß in jenen Jahren natürlich noch nicht, dass er zwei Kinder aus jener Zeit später immer wieder treffen wird. Barbara Dittus geht wie er in den

Schlosskindergarten. Sie wird in Sendungen des Schweriner Kinderfunks ihre Laufbahn beginnen, die sie über die Hochschule für Film und Fernsehen in Babelsberg schließlich ans Deutsche Theater und ans Berliner Ensemble bringt. Ihre kraftvolle Gestaltung starker Frauen wird sich einer ganzen Generation einprägen. Auch Friedrich-Wilhelm Junge, gebürtiger Schweriner, wird eines Tages ein bekannter Schauspieler sein. Damals betreiben seine Eltern die »Theaterklausur« in der Altstadt. Volkmar Kleinert wird ihn an der Theaterhochschule »Hans Otto« in Leipzig wiedertreffen. Wie er und andere Kommilitonen wird Junge 1959 in der DEFA-Produktion »Verwirrung der Liebe« auf der Besetzungsliste stehen.

Die Tatsache, dass Volkmar Kleinerts Mutter am Mecklenburgischen Staatstheater engagiert ist, verleiht ihr in der Stadt eine gewisse Prominenz. Die strahlt natürlich auf den dreijährigen Lockenkopf ab. Das Künstlerkind bringt allen ein wenig Glanz in karger Zeit.

Da in Schwerin und der Umgebung kaum nennenswerte kriegswichtige Industrie angesiedelt ist, hat die Stadt im Vergleich mit anderen norddeutschen Großstädten weniger stark unter der Bombardierung durch die Alliierten zu leiden. Insgesamt vier Bombenangriffe zählt man in den Jahren zwischen 1940 und 1945.

Ganz anders erleben Volkmar Kleinerts Verwandte in Dresden jene Zeit. Sie müssen am 13. Februar 1945 aus ihren brennenden Häusern gerettet werden.

So gewinnt der damals Fünfjährige auch keine bleibenden Eindrücke vom Kriegsende in Mecklenburg. Die Innenstadt ist weitgehend intakt. Das öffentliche

Leben normalisiert sich in Schwerin schneller als in den Zentren der Zerstörung. Die erste Sensation in seinem Leben ist so die Einschulung im Herbst 1945. Zu jener Zeit wird auch das im August 1944 auf reichsweite Anordnung von Joseph Goebbels geschlossene Theater auf Befehl der Sowjetischen Militäradministration wieder geöffnet. Die Besatzer wissen recht gut, dass die Versorgung mit Kultur nicht weit hinter der mit Grundnahrungsmitteln rangiert. Und die Schweriner strömen in ihr Theater. Damit dort ordentlich geheizt werden kann, hat jeder ein Kulturbrikett mitzubringen. Schon damals geht Kunst nicht ohne Kohle.

Das Schweriner Theater sieht einer großen Zeit entgegen. Es hat zeitweise sogar eine eigene Schauspielschule. Von 1947/48 bis 1950 ist die berühmte Schauspielerin und Schauspiellehrerin Lucie Höflich hier Intendantin. Der junge Fred Düren wird hier arbeiten, bevor er 1953 ans Berliner Ensemble geht. 1949 bekommt Otto Mellies seinen ersten Vertrag in Schwerin.

In die Schule muss kein Heizmaterial mitgebracht werden. Sie ist immer warm – und wird dem Schüler Kleinert trotzdem kein gastlicher Ort.

»Volkmar muss sich daran gewöhnen, sein gutes Wissen in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen«, heißt es in einem seiner Zeugnisse aus dieser Zeit. »Er war bisher nicht immer fleißig. In Mathematik und Physik war er oft gleichgültig. Volkmar ist in der Lage, zusammenhängend zu sprechen. Gedichte trägt er sehr gut vor. In der Klassengemeinschaft ließ Volkmar sich mehrfach von den negativen Kräften beeinflussen.«

Ja, in Geschichte, Deutsch und Musik kann er

brillieren, aber in den Naturwissenschaften ist es arg. Da ist »Immer nur lächeln und immer vergnügt« von Franz Lehár genau das richtige Lied, um sich selbst ein wenig Mut zu machen.

Mit dieser und anderen Operettenmelodien erfreut Volkmar Kleinert seine Mitschüler in den Pausen. Man stelle sich die Publikumsresonanz in der heutigen Zielgruppe vor! Aber das aus dem Theater und von der Mutter mitgebrachte Repertoire verzaubert auch das Lehrerkollegium. Es mehrt seinen Sympathiebonus bei den Pädagogen, so dass das Abschneiden in Chemie oder Physik gleich nicht mehr ganz so dramatisch ins Gewicht fällt.

Metamorphose einer Seidenraupe

Andreas Püschel

Dort, wo Regina Beyer am 13. Juni 1947 geboren wird, hat man immer schon ein bisschen gesponnen. Friedrich II., ein Potentat mit Sinn für Standortpolitik, hatte das Dorf im Jahr 1753 gegründet, vornehmlich um böhmische und schlesische Baumwollspinner hierher zu locken. Die Rechnung ging auf, und fortan war Friedrichshagen bei Berlin ein Zentrum der Textilindustrie. Da man mit Heimarbeit nicht reich werden konnte, wollten die Friedrichshagener durch den Verkauf süßer exotischer Maulbeeren etwas dazuverdienen und pflanzten überall Maulbeerbäume. Zeitweise glaubte man sogar, Friedrichshagen wäre eine Wiege der deutschen Seidenproduktion gewesen. Das Laub des Maulbeerbaumes hält bekanntlich die Seidenspinner bei Laune. Das sind Raupen, die ausgiebig fressen, um danach das aus Proteinen bestehende Seidensekret abzusondern, bevor sie sich eines Tages als elegante Schmetterlinge entpuppen und das Weite suchen. Friedrichshagen als historische Konkurrenz zum Reich der Mitte gehört allerdings ins Reich der Legenden.

Knapp zweihundert Jahre später, 1947, im Jahr von Regina Beyers Geburt, sind auch weitaus robustere Textilien gefragt, vorwiegend solche, die warm und trocken halten. Außerdem ist der Maulbeerbaumbestand über



*Regina Beyer mit ihrer fünf Jahre älteren Schwester Barbara
(links)*



Der Vater Herbert Beyer



*Die Mutter
Hildegard Beyer*

die Zeiten deutlich dezimiert. Die noch stehenden oder inzwischen neu angepflanzten Exemplare haben nur noch symbolische Bedeutung.

Der Krieg ist seit zwei Jahren zu Ende. Zum Glück musste der Vater nicht lange in Kriegsgefangenschaft bleiben. Die Eltern und die 1942 geborene ältere Schwester sind froh, die Kriegsjahre lebend und gesund überstanden zu haben.

Obwohl auch die fünfziger Jahre nicht leicht werden, erinnert Regina Beyer sich an eine glückliche Kindheit. Man wohnt inzwischen in Oberschöneweide, später dann in der Leiblstraße in Berlin-Treptow. Ihr Vater arbeitet wieder in seinem Beruf als Ingenieur beim Waggonbau, die Mutter als Sachbearbeiterin.

Von der Wohnung ist es nicht weit bis zur Sektorengrenze, die, als Regina zur Erweiterten Oberschule kommt, die befestigte Staatsgrenze der DDR ist.

Bedurfte es bis zum 13. August 1961 nur weniger Schritte, bis man nach Kreuzberg kam, kann man die direkt an Treptow grenzenden Häuser und Straßen jetzt nur noch aus den Fenstern in den oberen Etagen der Schule sehen.

Natürlich hat man mit fünfzehn, sechzehn andere Dinge im Kopf, als Mauern anzustarren.

Regina malt und zeichnet gern und kann sich durchaus einen künstlerischen Beruf für sich vorstellen. Malerin oder Grafikerin möchte sie werden.

Obwohl es zu dieser Zeit eigentlich an der Tagesordnung ist, seine Kinder vorsichtshalber »erst mal was Ordentliches« lernen zu lassen, stehen ihre Eltern solchen Träumen aufgeschlossen gegenüber.

Der Vater meint ganz praktisch: »Du kannst machen, was du willst. Aber was du anfängst, das bring auch ordentlich zu Ende!«

Diese Haltung wahren Vater und Mutter Beyer auch, als das Leben ihre Tochter in eine ganz neue Richtung schubst und sie schließlich Schauspielerin wird. Krieg und Nachkriegszeit haben beide sensibel dafür gemacht, wie wichtig es ist, Träumen zu folgen, und wie schmerzhaft es sein kann, wenn es einem verwehrt bleibt.

Doch noch steht das alles gar nicht richtig zur Debatte, als Regina mit gerade einmal siebzehn Jahren an Bord eines Dampfers der Weißen Flotte geht. Es ist ein Ausflug über die (Ost-)Berliner Gewässer, wie viele Berliner ihn im Urlaub oder am Wochenende unternehmen. Sie trägt ein weißes Kleid mit roten Punkten, luftig wie der Sommertag, an dem sie an Deck dem Fotografen Klaus Fischer ins Auge fällt, der sich dort gerade zufällig aufhält.

»Kann ich mal ein paar Fotos von Ihnen machen?«, fragt er sie gleich auf dem Wasser.

Warum nicht?

Alles ist unverkrampft und leicht, auch ein Mann, der spontan fremde junge Mädchen anspricht und sie fotografieren will, erregt noch nicht den Verdacht, den er heute vielleicht auslösen würde. Außerdem sind ja noch genug andere Leute an Bord. Die Siebzehnjährige macht sich keine großen Gedanken über das spontane Fotoshooting. Es werden Bilder von ihr gemacht. Na und? Eines davon landet im Jugendmagazin *neues leben*.

Natürlich weiß sie damals nicht, dass Klaus Fischer nach seinem Studium gerade für zwei Jahre bei der

Zeitschrift *NBI* angestellt ist und sich später zu einem der profiliertesten Fotografen der DDR entwickeln wird, mit monatlichem Aktfoto im »Magazin« und zahllosen Fotobüchern, die ihm nach der Wende die gönnerhafte Einordnung als »Helmut Newton des Ostens« einbringen.

Klaus Fischer behält sie im (Kamera-)Auge, was sich für Regina Beyer als großes Glück erweist: Er ist zielstrebig, gut vernetzt und hat bereits Verbindungen zu den wichtigen Zeitungen. Dort erscheinen bald auch Modefotos mit Regina Beyer, schließlich sogar auf dem Titel der *NBI*. Siebzehnjährige, denen so etwas heute widerfährt, würden sich ohne Zögern als Models bezeichnen. Ihr kommt das damals gar nicht in den Sinn. Sie sieht die Bilder eher mit Verwunderung an, und die Honorare, die es dafür gibt, sie liegen zwischen zwanzig und dreißig Mark für ein veröffentlichtes Foto, sind meilenweit entfernt von wirklichen Modelmaßen.

Auch für die Mitschülerinnen an der Erweiterten Oberschule in der Treptower Bouchéstraße ist diese außerunterrichtliche Tätigkeit in keiner Weise spektakulär. Solche Dinge laufen ein bisschen weniger aufgeregt ab als heute.

Erste bewegte Bilder liefert Regina Beyer dann in der Reihe »Das Stacheltier« ab.

Von 1953 bis 1964 entstehen bei der DEFA unter dieser Marke insgesamt 275 satirische Filme. Das Besondere an ihnen: Sie sollten humorvoll sein! Die meist nur wenige Minuten langen Streifen laufen in den Kinos oft vor Wochenschau und Hauptfilm. Doch die Tatsache,

dass es sich um ein kleines Format handelt, heißt nicht, dass es nicht mit der nötigen Sorgfalt behandelt wird. Namhafte Schauspieler wie Rolf Ludwig, Gisela May, Rolf Herricht oder Wolf Kaiser stehen auf den Besetzungszetteln.

Auch der Film, in dem Regina auftritt, »Motorradhelden« von Rolf Losansky, ist alles andere als ein Spaß für hoffnungsfrohe Dilettanten. Satirisch wird hier ein immer noch absolut zeitloses Thema abgehandelt: Raseri im Straßenverkehr. Denn erst im Krankenhaus sieht der Motorradheld, dargestellt von Karl Richard Schmidt, ein, dass es für ihn und seine Sozia, gespielt von Traudl Kulikowski, entschieden gesünder gewesen wäre, wenn er sich an die vorgeschriebene Höchstgeschwindigkeit gehalten hätte.

Viel weiter ist man mit dieser Erkenntnis bis heute allerdings auch nicht.

Die Musik für den kurzen Streifen schreibt Karl-Ernst Sasse, Klaus Lenz spielt sie ein.

Reginas erste Sprechrolle ist nicht abendfüllend, sondern so klein, dass sie in den »Stachel tier«-Archiven gar nicht auftaucht. Obwohl sie als Krankenschwester nur einen Satz hat (»Pst! Dort hinein!«), genießt sie die Studiolumgebung in Babelsberg umgeben von absoluten Profis.

Die muss ihr und dem Produkt wohlgetan haben, denn kurz darauf, Regina ist achtzehn und in der zwölften Klasse, lädt man sie zu Probeaufnahmen an die Hochschule für Filmkunst in Babelsberg ein. Die Regiestudenten dort müssen ihre Diplome mit einer Regiearbeit belegen. Offenbar sind Schauspiellaien dafür sehr gefragt.

Die Mutter paukt mit ihr, denn Textlernen ist sehr ungewohnt für Regina. Es beflügelt sie, dass ihre Eltern hinter ihr stehen. Für einen Diplomfilm wird sie trotzdem nicht besetzt. Dafür sieht Peter Kupke, Leiter der Abteilung Schauspielausbildung an der Hochschule für Film und Fernsehen Potsdam und Intendant des Hans-Otto-Theaters, die Probeaufnahmen.

»Warum ist die nicht bei uns?«, fragt er in die Runde. Und obwohl das Studienjahr bereits läuft, lädt er sie 1965 an die Filmhochschule zum Vorsprechen ein.

Die Schauspieldozenten und die bereits immatrikulierten Studenten, die auf dem rauen Pfad im harten Ausleseverfahren der Aufnahmeprüfungen hierher gelangt sind, fragen sich im Stillen, was die kleine Achtzehnjährige denn hier will.

Sie wird die Walja aus den »Irkutsker Geschichten« des sowjetischen Autors Alexej Arbusow vorsprechen, eine etwas oberflächliche junge Frau, die auf einer Großbaustelle auf den rechten Weg gebracht wird. Walja hat zwei Kinder, ihren Mann hat sie durch einen Unfall verloren. Das ist viel Holz für Regina, die gerade das Abitur bestanden hat.

Aber auch mit der Viola aus Shakespeares »Was ihr wollt« zeigt sie, dass sie nicht vor Ehrfurcht erstarrt, auch wenn ihr beim Vorsprechen das Herz bis zum Halse schlägt.

Von der zeitgenössischen DDR-Dramatik spricht sie die Sabine aus Claus Hammels 1964 am Berliner Maxim-Gorki-Theater uraufgeführtem Stück »Um neun an der Achterbahn« vor. Wieder eine junge Frau, die recht gut weiß, was sie will.

Lehrkräfte und Studenten scheinen beeindruckt. Regina Beyer wird ohne Aufnahmeprüfung drei Monate »auf Probe« aufgenommen. Eben noch Oberschülerin in Treptow, drückt sie jetzt – unter anderem mit Jaecki Schwarz und Winfried Glatzeder – die Schauspielschulbank.

Die Schule ist damals auf verschiedene Villen in Potsdam-Griebnitzsee aufgeteilt. Hier werden alle beim Film vertretenen Sparten ausgebildet. Das Studium ist überwältigend in seiner fachlichen Qualität, das Hochschulleben bunt: Es gibt Feste und legendäre Faschingsfeiern.

Und, was alle besonders schätzen werden: Man darf schon während des Studiums drehen! Das Besetzungsbüro der DEFA borgt sich immer mal wieder Studenten aus. Jaecki Schwarz profitiert davon, als er für den legendären Konrad-Wolf-Film »Ich war neunzehn« besetzt wird. Aber auch Regina Beyer wird bald ihre erste Hauptrolle spielen.

Stalins Rache

Andreas Püschel

Mit viel Glück und Wohlwollen beim Lehrerkollegium schafft Volkmar Kleinert es in das achte Schuljahr. Danach soll es zur Oberschule gehen und zum Abitur.

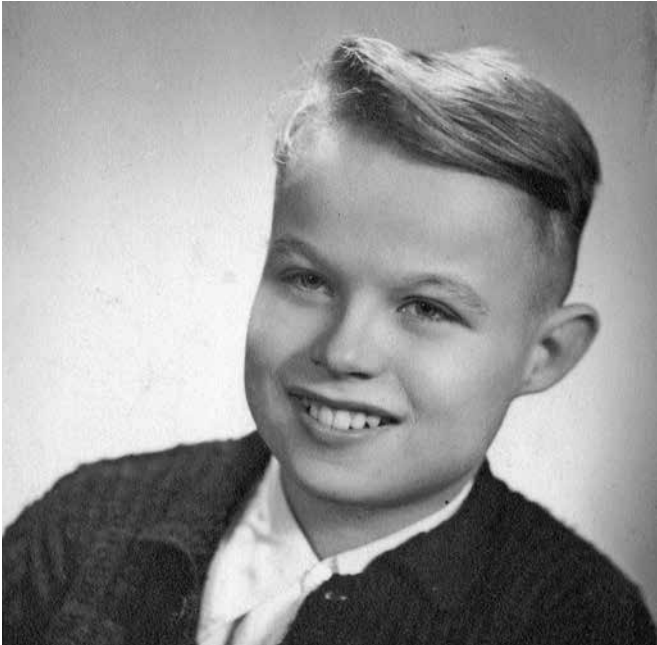
Eines Tages aber tritt eine Situation ein, die beinahe alles verändert.

In der Mathematik-Nachhilfestunde zur Abschlussprüfung in der Grundschule ist er vom Unterrichtsstoff weder einmal nur mäßig gefesselt. Er kritzelt eine Karikatur aufs Rechenpapier: ein Männchen mit einer Spritze im Bauch.

Der Text dazu: »Hilfe, ich sterbe!« Kein Werk, an das er länger denken würde als die Zeit, die er braucht, es hinzukritzeln.

Allerdings wird Volkmar Kleinert im Leben noch öfter feststellen müssen, dass das Publikum manchmal ganz eigene Wahrnehmungen von Kunst haben kann, sogar völlig andere als der, der sie hervorbringt.

Dann ist Hofpause. Volkmar hat, ohne nachzudenken, seine Zeichnung auf dem Tisch liegen lassen. Der Lehrer hat sie entdeckt und erarbeitet sich eine ganz besondere Deutung der Karikatur. In dem Strichmännchen erkennt er nämlich niemand anderen als den Generalissimus – Josef Wissarionowitsch Stalin, denn dieser liegt gerade krank darnieder. Deshalb wird die ergriffene Weltöffentlichkeit immer wieder mit den



Im Alter von fünfzehn Jahren

neuesten medizinischen Bulletins zum Ergehen des Vaters aller Völker malträtiert, besonders natürlich das befreundete Volk in der DDR.

Und genau hier setzt die scharfsinnige Schlussfolgerung des Pädagogen an: Jemand, der medizinisches Gerät, eine Spritze im Bauch hat, kann angesichts der gegenwärtigen Gesundheitslage nur der Genosse Stalin sein!

Eigentlich lachhaft, aber wenn die Zeiten verrückt oder gefährlich genug sind, findet sich auch unter klarsichtigen Erwachsenen kaum jemand, der es riskieren würde, einer so augenscheinlich hirnrissigen

Interpretation offen entgegenzutreten. Das verstieße klar gegen die Gebote der politischen Wachsamkeit.

Im Verständnis des Lehrers darf ein Schüler, der den Tod der Moskauer Lichtgestalt offenbar kaum erwarten kann, keinesfalls eine weiterführende Schule besuchen, um dann vielleicht auch noch für Arbeitergroschen zu studieren!

So kurios es sich heute aus der Distanz der Jahre anhört, so gewaltig sind die Gewitterwolken, die sich 1953 über dem Fünfzehnjährigen zusammenziehen.

Die Spritze im Bauch des Mannes scheint auch noch eine Prophezeiung zu sein: Am Abend des 5. März 1953 verkünden Moskauer Sender: »Stalins Herz hat aufgehört zu schlagen.«

Volkmar Kleinert hat Glück. Die Stimmung in der DDR nach dem Tod des Generalsekretärs lässt die Erinnerung an seine Zeichnung offenbar in den Hintergrund treten. Auch die Ereignisse des 17. Juni 1953 haben zu einer politischen Entspannung im Land beigetragen. Die Spritze im Bauch ist nicht mehr strafbar. Volkmar Kleinert erhält die Zulassung zur Oberschule.

Seine Mutter und sein Stiefvater ziehen wieder einmal um. Diesmal nach Stralsund.